

schauf, wie wir auf das Kind reagieren. Das ist schon sehr speziell. Eine Zeit lang war ich ja fast stolz, schon wieder so etwas Außergewöhnliches, etwas Besonderes! Ich habe immer so etwas der das Gefühl gehabt, ich muss mir mein Leben neu erfinden, weil die Muster, die ich gelernt habe, für mein Leben nicht funktionieren.

Meine Mutter hat irgendwann im Streit gesagt: „So eine selbstständige Frau wie du kriegt sowieso keinen Mann. Als Frau musst du dich unterordnen.“ Ich habe mir gedacht: Die können mir dann eh gestohlen bleiben. Daheim haben immer nur die Männer politisiert, und ich war total interessiert, was die reden, und habe mitgeredet. Meine Mutter wollte mich immer abziehen und mir von den Kindern erzählen, über „Frauthemen“ reden. Da hat es eine fixe Aufteilung gegeben, das gehört den Männern und das gehört den Frauen. Und den Frauen haben Haushalt und Kinder gehört. In diesem Sinne habe ich das althergebrachte Geschlechtergefüge schon auch durcheinandergebracht. Auch zu meiner Pflegemutter habe ich später einmal gesagt: „Was ihr euch alles gefallen lasst von euren Männern!“ – „Du hast leicht reden, du hast einen Beruf, wo hätte ich denn hingehen sollen“, hat sie entgegnet. Wobei die Männer genauso abhängig waren von ihnen, die wären ja ohne ihre Frauen aufgeschmissen gewesen mit ihrer Landwirtschaft. Aber trotzdem hat es so ausgesehen, und es war einfach klar: Der Mann hat die Brieftasche im Hosensack und die Frau das Brieffächerl. Und sie kriegt das Geld für die Eier und er das Geld für die Kühe. Und dementsprechend hat auch irgendwann das, was der Mann sagt, mehr Gewicht.

**„Ich will da hin,
aber ich komme nicht rein“**

*Zeynep Arslan wurde 1985 in Istanbul geboren und kam im Volksschulalter gemeinsam mit ihrer Familie nach Wien. Sie ist Sozialwissenschaftlerin und arbeitet als Gruppenleiterin, Projekt-, Event-, Gender- und Diversitätsmanagerin und Autorin.
(Porträt Zeynep Arslan)*

Ich bin 1985 in der Türkei geboren, in Istanbul. Meine Eltern waren vorher schon einmal in Europa und haben sich auch in Deutschland kennengelernt. Mein Vater hatte ein Asylverfahren laufen, meine Mutter lebte dort als Kind einer Gastarbeiterfamilie. Meine Großmutter war eine der ersten Frauen, die in Nordrhein-Westfalen zu arbeiten begonnen haben, sie ist dort sogar in einem Migrationsmuseum porträtiert. Meine Mutter hat meinen Vater kennengelernt, als sie noch in der Schule war, und – typisch Frau – verliebte sie sich, und dann veränderte sich ihre Lebensrealität komplett. Mein Vater wurde nämlich abgeschoben, und meine Mutter musste mit ihm zurück in die Türkei. Dort waren sie dann in seinem Dorf. Mein Vater ist zazaischen Ursprungs, das ist eine Volksgruppe in der heutigen Ost-Türkei. Beide Elternteile sind politisch ethnisierter alevitischer Glaubenszugehörigkeit. Auf einmal in einem nicht-türkischen Dorf zu landen, war für meine Mutter ein Kulturschock. Da gibt es bis heute einige Anekdoten dazu. Sie sind später nach Istanbul gezogen, und dort sind auch meine Geschwister und ich zur Welt gekommen. Ich habe noch einen jüngeren Bruder und eine Schwester. Mein Vater hat es noch einmal nach Europa geschafft. Ende der 90er-Jahre ist er nach Österreich gekommen und Anfang der 2000er-Jahre hat er uns nachgeholt. Er hat in der Türkei die Handelsschule gemacht, aber er hat es nicht geschafft, hier an seinen Bildungsabschluss anzuknüpfen. Er hat es auch bis heute nicht geschafft, Deutsch

es begann, die Sprache hat sein Handicap. Deutsch ist wirklich für viele Albanen eine sehr schwierige Sprache.

Meine Mutter hat in Deutschland eine Krankenschwesternausbildung begonnen, jetzt ist sie Vertragsangestellte im Finanzamt. Sie hat sich hier wirklich hochgearbeitet, sie hat als Reinigungskraft begonnen und immer sehr viel gearbeitet und viel ausgearbeitet. Trotz dieser gesundheitlichen Probleme ist sie ein sehr lebensfroher Mensch. Sie hat so viel durchgemacht, dennoch ist sie extrem mutig und motiviert, meine Mutter ist eigentlich die „Löwin“ zu Hause. Mein Vater ist sehr politisch, das hat sich auch auf meine Erziehung ausgewirkt. Seit ich denken kann, bin ich politisch interessiert. Ich habe immer Fragen gestellt, ich war immer neugierig, ich habe immer Leuten diskutiert. Und ich mache das bis heute leidenschaftlich. Es hat sich auch auf meine Studienrichtung ausgewirkt, ich bin total auf die sozialwissenschaftliche Schiene gegangen.

In unserer Familie war dieses Arbeiter*innen-Sein, die Arbeiter*innen-Klasse ein großes Thema – unsere Migrationsgeschichte eigentlich nie, aber unsere Minderheitenzugehörigkeit schon, sowohl in ethnischer als auch in religiöser und weltpolitischer Hinsicht. Arbeit war Thema, und die zusammenhängenden politischen Kämpfe. Ich habe mir nie gedacht, wenn ich jetzt das studiere, werde ich später einen super Job haben und reich werden. Ich komme aus keinem akademischen Haushalt und bin auch nicht in diese Richtung gelehrt worden, aber es hat sich so entwickelt. Bei uns zu Hause sind überall Bücher von mir. Ich lasse sie überall herumliegen, meine Mutter hat manchmal ein Problem damit. Und mein Vater tut die Bücher schön zusammenschlichten, mittlerweile tut das meine Mutter auch. Die Bücher sind, glaube ich, ein Symbol für meine Eltern: Die ist sehr belesen, so dicke Bücher liest sie. Irgendwie schätzen sie das und messen dem eine Bedeutung bei, denke ich. Meine Elterngeneration ist durch die Arbeiter*innen-Kämpfe politisiert worden. Das sind Leute, die auf

die Straße gegangen sind und gekämpft haben, die haben nicht zu Hause theoretisiert, wie das heute sehr viele linkspolitisch gesinnte Menschen machen, die ständig lesen und theoretisieren und glauben, den Marxismus noch mal rekonstruieren zu müssen. Meine Eltern waren immer in politischen Vereinen engagiert und sind auch demonstrieren gegangen, zum Beispiel am 1. Mai. Bis nach Deutschland sind sie für irgendwelche Riesen-Demonstrationen gefahren, ganz wild waren meine Eltern darauf, das hat sich aber später gelegt, als die existenziellen Herausforderungen in ihrem Leben größer wurden. Es kommt ja nicht von ungefähr, dass die „großen Ideen“ von denen kommen, die sich das ressourcentechnisch leisten können.

Klo am Gang

Das erste Bild, woran ich mich in Österreich erinnere, ist der Flughafen. Meine Mutter ist direkt mit dem Baby zum Vater, der uns am Flughafen abgeholt hat, gelaufen, und meine Schwester und ich sind stehen geblieben. Meine Schwester war verunsichert und hat mich an der Hand gehalten, wir haben geschaut und einen fremden Mann stehen sehen. Wir sind in eine Wohnung gefahren, das war eine sehr alte, heruntergekommene Wohnung, ohne Bad, ohne WC, gar nix hatten wir. Ein Onkel war auch dort, der hat noch seine Kinder nachgeholt. Das war im 17. Bezirk in Wien. Danach haben wir eine Zimmer-Küche-Wohnung gefunden. Wir, das heißt mein Vater, meine Mutter und meine zwei Geschwister, haben zu fünf auf einer Decke am Boden geschlafen, bei Kerzenlicht, wir haben wirklich gar nix gehabt. Wir haben in der Küche in einer Schlüssel gebadet, das WC war draußen am Gang. Als Kinder hatten wir immer Angst, in der Nacht nach draußen zu gehen, wenn die Eltern weg waren – und die Eltern waren immer weg, weil sie zwei, drei Jobs hatten. Schwarz haben sie gearbeitet, weil sie halt keine Arbeit gefunden haben, aber sie mussten uns ja ernähren. Sie haben Eimer in die Küche gestellt, wo wir unsere Notdurft erledigt haben. Wir durften ja nicht

raus, wir mussten zu Hause auf die Eltern warten. In der Zeit sind wir als Kinder sehr oft alleine gewesen. Wir hätten bei- nahe mal das Haus angezündet oder wären mal beinahe bei- dem Fenster und am Baustellengerüst hinuntergekllettert, um mit den anderen Kindern auf der Straße zu spielen – als Kinder macht man ja viel Blödsinn.

In der Volksschule konnte ich gar kein Deutsch, und ich habe einfach kopiert, was die Schülerin neben mir gemacht hat. Später merkte ich, dass auf der Rückseite von einem Lehbuch „Christine“ draufstand. Das war meine erste „Abschreib- aktion“. Ich habe einfach das nachgemacht, was meine Nach- barin, eben die Christine, gemacht hatte. Im Nachhinein begriff ich, dass die Lehrerin wohl gesagt hatte, wir sollen un- seren Namen draufschreiben. Ehrlich gesagt habe ich mit der deutschen Sprache schon sehr lange gekämpft. Die Volksschule war vom Unterricht her eigentlich ein bisschen langweilig für mich. Lesen, Schreiben, Rechnen, das konnte ich bereits alles. Mein Vater hatte mir alles in einer recht kurzen Zeit beige- bracht. Dann habe ich das Glück gehabt, dass meine Volks- schullehrerin eine sehr reflektierte Frau gewesen ist. Sie hat meine Mama zu einem Gespräch eingeladen, und ich kann mich daran noch ganz genau erinnern: Die Volksschullehrin hat meiner Mutter gesagt, dass sie mich in das Bundesreal- gymnasium gegenüber der Volksschule schicken soll. Und die Lehrerin hat auch erklärt, dass diese Schule dafür bekannt ist, dass man dort ein bisschen rassistisch mit den Schüler*innen umgeht, dass es eine sehr konservative, eine rechte Schule ist, aber sie soll zu den besten Gymnasien in Österreich gehören. Und ich würde die ersten zwei Jahre große Schwierigkeiten haben, aber dann die Sache packen. Und es war tatsächlich so. Die ersten zwei Jahre war Deutsch ein Problem für mich, aber nach dem zweiten Jahr hat es bei mir Klick gemacht. Ich kam mich genau an diesen Moment erinnern, plötzlich konnte ich Deutsch. Und dann ist es bergauf gegangen, dann habe ich irgend- ter ausgezeichnete und gute Erfolge geschafft – also irgendwann ist dann die AHS auch ein bisschen eine Unterforderung

gewesen. Turnen mochte ich nicht. Die Bücherei war immer nur kurz geöffnet, und ich wollte immer mit allen über Politik und Gesellschaft und die Welt diskutieren. Ich nerve alle, war also eine ziemliche Einzelgängerin.

Schublade Migrantin

In meiner Familie hat besonders mein Vater großen Wert darauf gelegt, dass wir eine gute Ausbildung kriegen oder auch die Uni abschließen. Zu Hause wurde immer gesagt, das ist ja typisch für Arbeiter*innen-Kinder: Wenn ihr eine Ausbildung habt, dann werdet ihr es besser haben als wir, ihr werdet es viel leichter haben. Am Ende des Tages, wenn ich mir mein Leben anschau, ja, wir haben nicht die gleichen Schwierigkeiten, die unsere Eltern hatten, aber wir haben andere Schwierigkeiten. Und was die materielle Dimension anbelangt, also sehr weit sind wir da auch nicht gekommen. Nach meinem Studium habe ich in Österreich einen Job gesucht, und man hat mich immer in die Integrationsabteilung geschickt, immer irgend- was mit Migration. Da ist mir erst später bewusst geworden, ah, deshalb Integration, ich bin ja eine Migrantin. Ich bin dann auch tatsächlich direkt in der Integrationsabteilung der Stadt Wien gelandet. Also Ausschlusspraxen und Diskriminierung, das war alles aufgrund des Nicht-Hineinpassens in die Kate- gorie Türkin-Türkisch-Sunnitisch-Muslim war ein Begriff für mich, aber das Zugehörigkeitsmerkmal „Migrant*in“ war eine neue Dimension.

Mein Vater war schon in der Türkei politisch sehr engagiert. Diese ganzen gewerkschaftlichen Bewegungen, Arbeiter*in- nen-Kämpfe, wie das so ist mit dem Kapital, mit dem Arbeits- markt, die ganzen Unterdrückungsstrukturen und -mechanis- men, das waren Themen bei uns. Es hat immer geheißen, wir sollen lernen, wie man Geld verdient, wie das alles zustande kommt. Deshalb wurden wir auch nicht in eine Richtung begleitet, dass wir uns Bürojobs suchen oder Jobs, die uns auf einer anderen Ebene fördern könnten, sondern wir sind tat-

sächlich in die *Manner-Fabrik* gegangen, zu *Deichmann*, *Ströck*, *Anker*, *Pinkie*, *HeM* etc. – das waren die Jobs, die ich und meine Geschwister gemacht haben. Verkaufen, *Fließband*, Kassiererin, Reinigung. Und irgendwann *Callcenter*, *Pro-motion*, also immer so Hilfsarbeiter*innen-Jobs. Unsere Eltern haben viel mit uns geredet und sehr viel über ihr Leben erzählt, in dem sie immer wieder sehr wenig bis gar nichts hatten, über Armut, Migrationen, Konflikte. Und deswegen habe ich mich einfach auch immer in einem Kampf und stets im Wettlauf mit der Zeit gefühlt, das war und ist unser Lebenskampf.

Ich habe mich nie verglichen mit anderen, aber in der AHS habe ich dann schon gemerkt, dass es Schulkolleg*innen geben hat, die aus akademischem Haushalt gekommen sind. Also das waren Kinder von Ärzten, Anwälten, Ingenieuren, die haben sich anders gekleidet, die haben anders geredet, die Wissen, von der Bildung, vom Selbstbewusstsein her ganz anders drauf. Und das hat mich motiviert, dass ich auch so werde, das hat mich nie runtergezogen. Ich habe schon gesehen, dass ich dort aus der Reihe tanze, auch mit meiner Art. Ich war ein sehr reflektiertes Kind, ziemlich depressiv eigentlich, weil diese ganzen politischen Geschichten – Irak-Krieg, 9/11 –, das hat mich alles sehr getroffen. Oder die Massaker, die an den Alevit*innen verübt worden sind, 1993. Die 90er waren die Jahre, als die türkischen Privatsender und die SAT-Schüssel aufgekomen sind. Und das Erste, was ich im Fernsehen gesehen habe, war das Massaker an alevitischen, aufgeklärten Intellektuellen in der Türkei 1993. Das Fernsehen war damals noch anders, nicht wie jetzt, wo Erdogan alles gleichgeschaltet hat; die privaten Sender waren noch ein bisschen freier. Wir haben das stundenlang im Fernsehen live gesehen, und wir konnten gar nichts machen. Das hat mich schon geprägt. Diese ganzen Teenager-Sachen, verliebt sein und Freund, das hat alles keine Rolle für mich gespielt, sie waren bedeutungslos, nicht bewusst, fremd; eine ur-trübe Kindheit- und Jugendzeit, traurig eigentlich, aber es war so, was soll ich machen. *Ein bisschen*

asozial war ich auch, ich bin am liebsten in die städtischen Büchereien gegangen. Und gleichzeitig habe ich wiederum nicht in dieses traditionelle Ding gepasst: Ah, junges Mädchen in der Familie, wir gehen auf Hochzeiten, sie soll sich schön kleiden. Eine Zeit lang, als ich mich nicht gegen meine Eltern wehren konnte, musste ich das mitmachen, aber irgendwann habe ich gesagt: Interessiert mich nicht, mache ich nicht, ich gehe nicht auf Hochzeiten oder zu diesen unendlichen Verwandtenbesuchen. Das hat lange gedauert, bis meine Eltern gecheckt haben: Okay, wir lassen sie in Ruhe, sie soll ihr Ding machen. Damit waren ziemlich Auseinandersetzungen verbunden, aber ich habe halt versucht, meine eigenen Lebensräume zu definieren.

Frau Dr. Arslan

An der AHS habe ich auch maturiert. Meine Eltern wollten dann, dass ich Medizin oder Jus studiere; was anderes ist kein Begriff für sie und viele andere Eltern in unserem Umfeld. Alle Eltern wollten immer, dass ihre Kinder Ärzt*innen werden, also habe ich gesagt, das macht schon jeder*, ich mache Jus. Ich habe das auch ein oder zwei Semester studiert, aber es war mir viel zu langweilig. Da muss man beinahe auswendig lernen, und ich habe gesagt, ich werde sicher nicht sechs Jahre hier hocken und auswendig lernen, ich pack' das nicht. Ich war viel zu bewegt. Damals waren die ÖH-Wahlen, und wir haben die „Multikulturellen Studierenden“ gegründet, MUKUS. Im EKH haben wir ein Fest gemacht; es sind so viele Studierende gekommen, multikulturelle Studierende. Wir sind zu den ÖH-Wahlen angetreten, und ich glaube, wir haben knapp zwei Prozent gekriegt. Es war lustig, eine gute Erfahrung. Dann die ganze Geschichte mit „unibrennt“ 2009, da habe ich mich auch beteiligt. Wir hatten die „Arbeitsgruppe der migrantischen und arbeitenden Studierenden“ gegründet. Ich bin dann auf die Politikwissenschaft gewechselt, und dort habe ich dann mein Leben nicht mehr gepackt, weil ich einfach nicht gewusst habe, wie man studiert. Woran ich mich erinnern kann: Säle, die voll sind; es waren sehr viele Studierende aus der Türkei da.

Ich habe das Studium dann doch irgendwie geschafft, hab' parallel auch immer gearbeitet, im Billa, bei Deichmann, hab' hätte ich nicht wirklich arbeiten müssen, also finanziell gesehen. Ich habe ein bisschen Studienbeihilfe bekommen, und meine Eltern haben mich unterstützt, aber es war einfach selbstverständlich bei uns, dass man ab dem 16. Lebensjahr arbeitet und parallel eben studiert. Wenn man nicht aus einem akademischen Haushalt kommt und nicht weiß, wie man studiert, kann man sich auch kein entsprechendes Sozialkapital im Uni-Umfeld aufbauen. Ich war dann mit 23 oder 24 fertig, ich war nach zwei Diplom-Studienabschlüssen und einem Doktoratsstudium plötzlich Doktorin, das war einfach zu früh, zu schnell. Und die Leute draußen konnten das nicht *matchen*: Dokortitel, 24 Jahre, passt irgendwie nicht, die hat keine Berufserfahrung, zu jung, zu unerfahren. 2015 habe ich dann mit dem Masterstudium in Gender Studies begonnen, nun war ich erfahrener. Da habe ich erst gecheckt, was es heißt, zu studieren, wie man richtig studiert. Die Texte, die ich gelesen habe, wie ich meine Vorträge vorbereite, das war alles ganz anders auf einmal. Auf der Politikwissenschaft und der Internationalen Entwicklung habe ich mich einfach durchgekämpft, aber diese zwei Jahre in den Gender Studies, die haben wirklich Qualität gehabt. Und meine Masterarbeit ist zum Beispiel top. Auf meine Doktorarbeit bin ich nicht stolz, die hätte viel, viel besser sein können. Aber ich hatte auch nicht die entsprechende Betreuung, das hat vorne und hinten nicht gepasst. Ich spürte und dachte damals nicht, dass an der Uni wirklich Zeit für die Produktion von Wissen erwünscht ist und das Streben nach einem wissenschaftlichen Werdegang gefördert wird. Alles drehte sich um *credits* und Prüfungen und Abschlüsse - und rein in den Arbeitsmarkt. Und irgendwann habe ich gesagt, okay, entweder mache ich jetzt den Abschluss oder es funktioniert gar nicht und ich lass' das einfach. Ich habe dann halt pragmatisch gehandelt. Und danach ... diese ganzen wissenschaftlichen Betätigungen, diese ganzen Mühen. Ich habe mir alles selber erarbeitet und andere Forscher*innen kennengelernt, die mich unterstützt haben, die mich auf Konferenzen

eingeladen, die meine Artikel und Papers veröffentlicht haben. Ich habe ziemlich viel gemacht, und trotzdem bin ich nicht an der Universität. Ich will da hin, aber ich komme nicht rein, weil es dazu einfach ganz andere Sachen braucht. Du brauchst Netzwerke, die schauen nicht nur auf deinen Lebenslauf oder dein Können. Das haben mir auch schon andere Kolleg*innen gesagt: „Zeynep, vergiss es, dreiviertel der Geschichte sind Bekanntschaften, Möglichkeiten, Glück und Netzwerke.“ Und jetzt bin ich im Wiener Krankenanstaltenverbund, ich kann sehr gut organisieren, große Veranstaltungen, Tagungen, Konferenzen, alles kann ich organisieren, und Projektkoordinationen. Und nebenbei versuche ich meine akademischen Sachen weiterzumachen, soweit mir das halt neben dem Vollzeit-Job gelingt. Ich mache meine ganzen Sachen, weil ich was anderes nicht kann. Ich habe Ideen und Ziele, und ich brauche einfach Erfolgserlebnisse. Am Ende des Tages muss ich mir selbst auf die Schulter klopfen und sagen: „Gut gemacht, Zeynep.“

Eingeordnet und aussortiert

Meine Eltern kommen mit meinen ganzen Abschlüssen nicht ganz klar, weil ich keine Uniform habe, ich bin keine Medizinerin oder Richterin, das sind ja die Vorstellungen. Ich habe nichts, ich bin ein ganz normaler Mensch. Und es ist schon oft so, dass sie fragen: „Was machst du denn eigentlich? Du hast so viel studiert, was soll das? Wieso machst du das?“ Sie denken, die ganzen Sachen, die ich da mache, sind eigentlich nutzlos, es bringt mir nichts. Es ist auch nicht so, dass ich ur-viel Geld verdiene und anlege und auf einmal ein Haus habe, wo sie dann sagen könnten: Oh, die macht was Gutes. Also sie können das, was ich mache, an nichts messen. Das ist halt der Punkt. Sie sehen aber, dass ich einigiges mache, dass ich arbeite, dass ich bemüht bin, etwas zu schaffen, und davor haben sie irgendwann angefangen Respekt zu haben.

Und ich habe eben immer wieder diese gesellschaftspolitischen Aktivitäten, ich komme da irgendwie nicht weg. Ich habe ja im

letzten Wahlkampf als unabhängige Kandidatin im Wahlbündnis „wir können“ mit der KPÖ kandidiert, und die Leute sind zu mir gekommen: „Du kannst doch zur SPÖ gehen, du den Grünen, geh’ zur ÖVP, du machst Karriere, die würden viel mit dir oder aus dir machen.“ Aber ich möchte ja eine Selbstverwirklichung für mich, das bringt mir nichts, wenn jemand sagt, du kriegst 10.000 Euro, du bist super, wir nehmen dich auf und machen alles mit dir. Darum geht es mir gar nicht. Ich möchte für mich selbst am Ende des Tages gute Antworten liefern können.

Meine Schwester ist Handelsakademie-Absolventin, sie ist sehr ehrgeizig und fleißig. Sie hat jetzt am Arbeitsmarkt ganz andere Probleme, sie hat ein Kind bekommen und kriegt es besonders zu spüren – und durch sie auch ich –, dass der Arbeitsmarkt nicht familienfreundlich ist und vor allem die Frauen in die Prekarität drängt. Sie muss Teilzeit arbeiten, aber viele Firmen möchten Vollzeit oder sie nehmen dich für Teilzeit und lassen dich dann Überstunden machen, die sie nicht ausbezahlen. Mein Bruder ist Kommunikationsnetzwerker, und dann hat er noch Informatik-Ausbildungen gemacht und Matura nebenberuflich, jetzt arbeitet er bei den Wiener Stadtwerken, der hat auch einige Etappen hinter sich, er musste sich ziemlich durchkämpfen. Meine Geschwister haben nicht das Glück gehabt, dass sie so wie ich von Lehrer*innen in eine AHS oder eine andere Schule empfohlen wurden, sondern im Gegenteil, sie sind in der Hauptschule gelandet, für die sie eigentlich zu gut waren. In der Hauptschule ist ein anderes Umfeld, ein anderes Milieu, und dort dreht sich dann die Spirale in eine andere Richtung, nämlich nach unten. Sich von dort wieder hinauszuarbeiten, das war ein richtiger Kampf für meinen Bruder. Das, was am Arbeitsmarkt passiert, geht alles schon in der Schule los, wenn nicht im Kindergarten. Dass die Kinder gespalten werden, dass sie in Ecken gedrängt werden, degradiert werden, das macht etwas mit denen.

In dem kurdischen Verein, wo ich bin, müssen wir immer noch erklären, dass wir ein Teil der Mehrheitsgesellschaft sind, selbst wenn unsere Eltern nicht in Österreich geboren sind. Wir sind keine Fremden, wir sind nicht nur Migrant*innen, es muss aufhören. Wir haben andere Probleme, andere Herausforderungen, wo wir uns solidarisieren müssen. Es gibt sogar Leute, die glauben, ich kann kein Deutsch. Verstehen Sie Deutsch? So kommen heute noch manche auf mich zu. Obwohl ich Deutsch rede. Aber manche Personen können das Bild und das Gehörte nicht *matchen*. Man hat mir auch schon oft gesagt hat, dass ich „rassig“ aussehe – es ist doch irgendwo exotisch und sympathisch für die Menschen, weil ich ja eine Frau bin. Ich bin nicht gefährlich. Und dann, wenn man erfährt, boah, die hat einen Dokortitel und hat studiert, dann sind die baff, weil wie geht das eigentlich?

Ich möchte nicht, dass meine Neffen und Nichten hier mit denselben Problemen zu kämpfen haben. Ich habe einmal eine Pädagogin beobachtet, die wollte unbedingt wissen, woher die Eltern meines Neffen kommen. Und dieses Kind ist fünf Jahre alt, das war ihm nicht bewusst, dass er einen anderen Ursprung hat; aber die Pädagogin hat für ihn vielleicht noch zu einem unrichtigen Zeitpunkt eine Tür geöffnet. Wenn die Kinder ständig auf eine fremde Herkunft hingewiesen werden, was bringt das? Das macht schon etwas mit der persönlichen Entwicklung, und das will ich nicht. Es muss die Aufgabe unserer Generation sein, diese gläsernen Mauern abzureißen. Und ich bin in meiner Arbeit immer bemüht, Brücken zu bauen. Wenn ich zum Beispiel jetzt die Ereignisse in Rojava thematisiere, dann will ich die Brücke hierher bauen. Okay, das passiert dort, die Leute dort müssen kämpfen – was können wir dazu beitragen, wie können wir uns solidarisieren, und warum geht uns das auch etwas an? Wie sind wir im Rahmen der Globalisierungsthematik damit verbunden?

Ich möchte die Theorie nicht in der Theorie belassen, sondern es muss immer eine praktische Relevanz haben. Diese Theorie

muss mir dabei helfen, dass ich in der Praxis weiterkomme und umgekehrt. Und ich glaube als Arbeiter*innen-Kind, dass man aus der Position der Betroffenen heraus schon sehr viel reflektiert. Du hast einfach den Blick von unten. Und ich kann sehr viel vergleichen, ich kann die Lebensrealitäten von Menschen nachempfinden. Und ich glaube, dass das bei mir, obwohl ich eine Betroffene bin, auch eine sehr authentische und emotionale Dimension hat. Wenn ich mich für etwas einsetze, dann hat das einen Grund. Wenn so Leute, die noch keinen Tag gearbeitet haben, die nicht wissen, was es heißt, wenig Geld zu haben oder ständig diese Existenzfragen zu haben, wenn die jetzt kommen und über die Rechte der Arbeiter*innen und Werk tätigen dieser Gesellschaft reden, schaut das schon komisch aus. Wobei ich nicht sagen möchte, dass die gar nichts wissen, überhaupt nicht. Die werden andere Beiträge bringen, aus anderen Perspektiven. Dennoch denke ich, dass ich und meinesgleichen aus der Position der Betroffenen heraus einen ganz anderen Zugang haben. Und es spielt natürlich auch die Migrationserfahrung eine Rolle, zumal eben der strukturelle Rassismus sehr ausgeprägt ist. Und in Österreich sind das eben die Migrant*innen, die als die „anderen“ positioniert werden, und im Rahmen von Angstpolitiken wird ständig auf Spaltung und Polarisierung gesetzt. Es wird von der eigentlichen Problematik abgelenkt. Ich habe zum Beispiel genug nicht-migrantische Schulkolleg*innen gehabt, die sind aus sozioökonomisch schwächeren Schichten gekommen und sie schneiden im Fach Deutsch viel schlechter ab als ich. Deutschkenntnisse sind nicht immer nur Ausdruck einer Migrationsgeschichte, sondern oft auch und manchmal sogar vor allem der sozialen Herkunft. Wenn wir uns die Gruppe der Migrant*innen anschauen, ist dort der Prozentsatz an bildungsfernen Haushalten hoch. Man muss das aber relativ sehen, man kann nicht sagen: „Schaut, die sind alle ungebildet.“ Das geht nicht.

Wovor ich mich hüten möchte – und das machen leider sehr viele politisch Engagierte mit Migrationserfahrung: dass sie in

diese komische Opferhaltung gehen, in die sie natürlich aber auch systematisch und strukturell hineingedrängt werden, und aus dieser Opferhaltung heraus eigentlich genau das machen, was das System möchte: sich aus der Mehrheitsgesellschaft herausnehmen, sich explizit in eine Ecke stellen und dort in Selbst-Marginalisierung die eigene Suppe kochen.

In dem Moment, wo ich sage: „Ich komme aus der Türkei“, kommt: „Bist du Kurdin oder Türkin?“ Und dann noch: Sie ist Muslimin, fertig. Sie kommt aus der Türkei, oh, die trägt kein Kopftuch, was hältst du eigentlich vom Kopftuch? Ich finde mich oft in Diskussionen wieder, die ich gar nicht führen möchte, und ich lasse mich auch nicht drauf ein, was meine Position – zum Beispiel zum Kopftuch – ist. Ich kann über Frauenrechte reden, aber was das Thema Kopftuch angeht, sollte man die Frauen fragen, die ein Kopftuch tragen. Man sollte nicht über die Menschen reden, sondern man sollte mit den Menschen reden. Wir dürfen das Kopftuch, das als ein politisches Symbol gesehen, aber mitunter auch getragen wird, nicht problematisieren, nicht kriminalisieren, das bringt nichts. Ich war auf einer Konferenz in Minneapolis, und ich habe mich dort in einer Situation wiedergefunden, in der ich die Rechte von Muslim*innen und Kopftuchträger*innen in Europa verteidigen musste, sogar rechtfertigen musste. Ich habe dann gesagt: „Ich kann es gerade nicht fassen, dass ich mich hier so für die Rechte von Muslim*innen einsetzen muss, wohingegen ich mich in der Türkei zum Beispiel gegen diese religiöse Dominanz positioniere, dort habe ich eine Gegenposition.“ Ich möchte mich bewusst davor hüten, politisch in irgendwelche Ecken gedrängt zu werden. Ich möchte über andere Sachen reden, ich möchte mich nicht kulturell oder religiös reduzieren lassen und von den eigentlichen Themen abgelenkt werden.

Das sind Punkte, die ich aus meinen akademischen Tätigkeiten, aus meinen Lesungen, aus meiner Recherche lerne. Ich kriege ein stärkeres Bewusstsein, und das sind dann meine

Instrumente, meine Werkzeuge. Insofern bin ich schon stolz auf meine sozialwissenschaftlichen Ausbildungen, aber nicht, weil ich gewollt habe, dass man mich am Ende mit „Doktor Arslan“ bezeichnet, so weit habe ich nicht gedacht.

Wenn ich in eine Behörde gehe, und ich dort aufgrund meines Titels anders behandelt werde, dann tut mir das auch irgendweh, weil ich denke, dass alle Menschen gleich behandelt werden sollten. Ich finde es arg, dass es zum Beispiel einen Unterschied macht, ob mein Vater alleine zum Arzt geht oder ob ich ihn begleite. Das tut mir so leid, weil ich weiß, ich kann nicht immer bei ihm sein. Menschen müssen aufgrund ihrer Existenz respektvoll behandelt werden. Und dass ich einen Menschen respektvoll behandle, hat nichts mit dem Menschen mir gegenüber zu tun, sondern es hat mit meiner eigenen Haltung etwas zu tun. Wenn ich merke, die behandeln mich anders wegen meiner Titel, habe ich ein Problem. Und es gibt natürlich Situationen, wo ich das – selten aber doch – einsetze, wo eine gewisse Macht ausgeübt wird gegenüber Menschen. Sei es jetzt, dass ich sie begleite, unterstütze, dann verwende ich meine Titel schon als Waffe und ich sehe, dass die Leute komplett anders damit umgehen, das ist echt arg. Ich war vor einigen Wochen mit einer Familie bei einem Gespräch mit der Jugendanwaltschaft und einer anderen Behörde, die wollten ihnen das Kind wegnehmen. Da habe ich echt davon profitiert, dass ich anscheinend einen anderen gesellschaftlichen Status habe. Und ich habe gemerkt, wie die Mutter dann auch an Kraft zugelegt und geredet hat. Vor kurzem ist mir noch einmal klar geworden, dass in Österreich die Leute sichtlich an ihren Titeln gemessen werden, in der Türkei aber am Geld. Leute, die Geld haben, werden geschätzt und respektiert und haben einen Namen und eine Bedeutung. Hier ist es der Titel, aber auch die Sprache. Meine Sprache ist vor allem sehr akademisch. Wenn ich mal Dialekt rede, ist das sogar sehr lustig und kommt sehr sympathisch rüber. In Wirklichkeit bin ich wohl ein typischer Fall für Klassismus. In die Community, in der ich aufgewachsen bin, passe ich nicht mehr hinein. In die Mehrheitsgesell-

schaft, in der ich lebe, werde ich sozusagen nicht aufgenommen, da passe ich auch nicht ganz dazu. Irgendwo ist das auch okay, denn im Globalisierungszeitalter des 21. Jahrhunderts werden die bestehenden Kategorien nun einmal durchbrochen werden müssen.

Lohnabhängigkeit und Klassenkampf

Ich weiß nicht so recht, ob mir persönlich Geld wichtig ist. Die Lohnabhängigkeit macht mir zu schaffen, der 40-Stunden-Job macht mir zu schaffen. Ich möchte und muss Menschen auch finanziell unterstützen können, und das kann ich nur, wenn ich selbst verdiene. Abgesehen davon, dass Menschen in einer idealen Welt nicht auf Unterstützung angewiesen sein sollten. Ich habe Schüler*innen gehabt in der Türkei, die ich unterstützt habe, bis vor kurzem noch eine Medizinstudierende zum Beispiel. Und das ist gut, wenn man dann weiß, ich kann sie unterstützen, und trotzdem geht es sich aus. Meine Eltern besitzen nichts in der Türkei, die haben gesagt, wir sind in Österreich, Punkt, fertig. Das ist unser Land, wir leben hier. Und nach diesen ganzen Gemeindebauwohnungen, die für unsere Verhältnisse einfach nie gepasst haben, weil wir zu dritt waren und ein Schlauch-Kinderzimmer zu teilen hatten, haben meine Eltern gesagt: Okay, bevor wir 700, 800 Euro Miete zahlen, schauen wir, dass wir uns ein Haus kaufen. Und mit einem „Kredit lebenslanglich“ haben wir jetzt eben dieses Haus. Und dann gibt es in der Politik die Diskussion: „Na, das Pensionsalter müssen wir anheben, heben wir es auf 69.“ Wer garantiert meiner Mutter, dass sie es überhaupt bis 65 schafft? Und da finde ich mich in der Position wieder, wo ich meiner Mutter sage: Mach' das nicht, geh' in Altersteilzeit, ich finanziere das. Dann habe ich wieder Existenzängste, weil ich weiß, ich muss einen sicheren Job haben, damit ich diese mir wichtigen Menschen unterstützen kann. Das heißt, ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die in die Zukunft schauen können, sich selbst entfallen, verwirklichen können. Oh, die Welt gehört mir, und allen anderen geht es okay, ich muss mir nur um mein

eigenes Leben Gedanken machen. Nein, ich muss immer zurückschauen, ich kann die Menschen nicht einfach lassen. Ich fühle mich manchmal so wie an eine Gummischur gebunden, ich laufe, laufe, aber ich falle ständig zurück. Und ich glaube, das ist auch typisch für eine Arbeiter*innen-Familie oder?

Ich glaube, es ist wirklich sehr wichtig, die Klassenverhältnisse direkt anzusprechen, und zwar ohne Angst. Der Begriff „Klasse“ ist ja aufgrund dieser Anti-Propaganda des herrschenden Diskurses dermaßen in einer negativen Ecke, dass man sich immer mehr dazu, dass ich sage: „Ja, wir müssen von ‚Klasse‘ sprechen.“ Klassenkampf von oben muss von unten bekämpft werden. Wenn wir eine andere Welt haben möchten, dann muss sich auch die Sprache verändern. Deshalb ist, glaube ich, der Begriff „Klasse“ sehr, sehr wichtig.

„Auf der Speisekarte steht „gutbürgerliche Küche““

Alexander May wurde 1993 in der Osttirolermark geboren. Er wuchs als Sohn einer ländlichen Wirtshaus-Familie auf und arbeitet heute als freier Journalist und Autor in Wien.

(Portrait Alexander May)

Ich bin 1993 in Hartberg geboren, aufgewachsen bin ich aber in Gregau, das ist dreißig Kilometer entfernt von Hartberg, 1.300 Einwohner*innen, und obwohl es in der Nähe der Thermienregion liegt, ist es nicht sehr touristisch. Es ist etwas abgeschieden, ein Ort, der mit Abwanderung zu kämpfen hat, weil es keine Industrie gibt und eben kaum Tourismus. Meine Eltern sind relativ alt, würde ich sagen, für den Zeitpunkt, wo sie Kinder bekommen haben, 1953 und 1955 geboren. Meine Mutter ist aus dem Ort, die Tochter von einem Hof, der halb Bauernhof, halb Wagerei war. Mein Opa, den ich nie kennengelernt habe, war Wagenmacher, er hat Räder aus Holz hergestellt, Rodeln und Skier. Die Holz-Ski wurden später von einer Firma sehr erfolgreich international vertrieben. Es war ein Hof mit sehr vielen Kindern, also ich habe sieben Onkel und Tanten mütterlicherseits. Mein Vater ist in der Nähe von Mürzzuschlag geboren, in seiner Familie gab es mindestens genauso viele Kinder. Er hat bis zu seinem elften Lebensjahr, glaube ich, in einem Haus am Berg gelebt, ohne Strom und ohne warmes Wasser. Er ist zu Fuß über eine Stunde in die Schule gegangen. Später sind sie dann runtergezogen, aber bis zu seinem elften Lebensjahr war das ein Leben, wo ich mir gedacht habe: Wow, und Töchter in die Gastronomie? Väterlicherseits sind alle Söhne vor fast 35 Jahren mit meinem Onkel zusammengetan, um in Gregau ein Wirtshaus zu kaufen und zu betreiben. Dort hat er meine Mutter kennengelernt, die dann auch dort mitgearbeitet hat. Vor der Pension wollte sie noch etwas anderes machen und